Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 154. Sonnabend den 2. Juni 1888. 82. Jahrgang.

Der Fichtenhofer.

Erzählung aus der Gegenwart von Rudolf Elcho.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

2. Spielkameraden.

Marielis Götz und Franz Martin waren alte Bekannte. Der letztere hatte bis zu seinem dreizehnten Jahre des Bauern Vieh gehütet. Sein Vater war ein armer Musikant gewesen, der zumeist auf Jahrmärkten und Tanzplätzen herumzigeunerte und geigte, zuweilen auch als Tagelöhner auf dem Fichtenhofe arbeitete. Marielis hatte als kleines Mädchen eine besondere Zuneigung zu dem braunen barfüßigen Hirtenjungen bekundet. Wenn der kraushaarige Knabe mit der Schleuder in der Hand auf der Haide erschien, kam er ihr immer vor wie der Goliathbesieger David. Es lag etwas Träumerisches in dem bräunlichen Gesicht und auch wieder etwas Kühnes; seine stahlgrauen Augen konnten so scharf blicken, wie die des Adlers. Seine Gestalt war ungemein biegsam und elastisch. Es gab keinen Burschen seines Alters, der so hohe Bäume erkletterte und so breite Bäche überspringen konnte, wie er. So oft Marielis in jenen Kindertagen zu ihm gekommen war, hatte er eine Ueberraschung für sie; bald zeigte er ihr ein Vogelnest, bald schenkte er ihr einen Feldblumenstrauß, bald schnitt er ihr Pfeifen, bald producirte sein Hund ein neues Kunststück. Am liebsten war es ihr, wenn sie sich zu ihm niedersetzen und seinen Geschichten lauschen konnte. O, er wußte so prächtige Märchen zu erzählen! Den kleinen Konrad hatte er derzeit auch angelockt und zwar durch sein Geigenspiel, das er vom Vater erlernte. Die Geige war des Hirtenbuben unzertrennlicher Gefährte und als er auf dem Fichtenhofe Dienst als Knecht genommen und der Bauer ihm das Spielen untersagte, ging er bald davon, verdingte sich erst bei einem anderen Bauer und trat dann in die Armee ein.

Jetzt stand Franz wieder vor der alten Spielgefährtin und dieselbe reichklingende Stimme, die in der Kinderzeit so oft ihren Zauber auf sie ausgeübt, fragte: „Kennst Du mich noch, Marielis?

Ob sie ihn kannte! Sie streckte ihm beide Hände wie zum Gruße entgegen und sah ihn mit dunklen, im feuchten Glanze schimmernden Augen so innig an, daß ihm das Herz lachte. Sie dankte ihm für die geleistete Hilfe und fragte, warum er sich auf dem Fichtenhofe nicht habe sehen lassen.

Franz, der sie bis dahin mit strahlenden Augen angesehen, kam bei dieser Frage in Verlegenheit.

„Vor drei Tagen", entgegnete er zögernd, „sprach ich im Dorfe Deinen Vater, und der . . . . ha, daß ichs nur grad' heraus sag', behandelte mich so kühl und abweisend, als fürchte er, ich könne ihn anbetteln."

Jetzt schoß Marielis der Gedanke durch den Sinn, daß der Bursche den Vater verloren, und daß ihr eigener Vater nicht einmal mit zum Begräbniß gewesen sei.

„Du dachtest doch nicht, daß ich Dir ebenso begegnen würde?"

„O nein, Marielis!" stotterte er, und wurde kirschroth vor Verlegenheit.

Sie drückte ihm ihr herzliches Bedauern über den Verlust aus, der ihn getroffen, und fragte, ob er sich nach des Vaters Tode nicht sehr verlassen und unglücklich fühle.

„Nun freilich thut's weh, den einzigen Menschen zu verlieren, der uns Liebe schenkte, und das that der wortkarge Mann redlich. Er hat mir die Mutter, die ich früh verloren, völlig ersetzt. Vor seinem Tode noch gab er mir einen Trost mit, der Dir zeigen mag, wie er mich liebte. „Franz", sagte er zu mir auf dem Sterbebette, „es ist gut für mich und für Dich, daß ich schlafen geh'! Wär' ich ein eingesessener Bauer, der Haus und Hof hätt', so klammerte ich mich an's Leben um Deinetwillen, denn ich leb' nur, wenn ich Dich hab', aber wir sind arme Teufel. Du mußt in die Welt hinaus, denn nicht um meine Seligkeit möcht' ich, daß Du ein armer Knecht und Bierfiedler würdest, wie Dein Vater. Versuch's, wie weit Du fliegen kannst, an mir sollst Du keine Last haben, die Dich niederzieht. Mein Leben hat einen Knacks, ich sehn' mich nach Ruhe. Behalt' mich lieb, Franz."

„So hat Dein Vater zu Dir gesprochen? O, das ist tapfer. Auf einen solchen Vater kannst Du stolz sein. Wie ist Dir's beim Militair ergangen?"

„Ueber Erwarten gut, als ich in die Militair-Capelle trat. Denk' Dir, ich habe die Geige mit dem Violoncell vertauscht und das Instrument macht mir so viel Freude, daß ich zuweilen meine, es sei ein Stück von meiner Seele drin. Doch, das interessirt Dich wenig! Nur so viel will ich Dir erzählen, daß ich drunten am Rhein einen ausgezeichneten Lehrer fand, der sich's in den Kopf setzte, einen tüchtigen Musiker aus mir zu machen. Der meint, es rolle echtes Musikantenblut in meinen Adern und ich müsse Dinge lernen, die kein Anderer könne. Ich hab' zu Köln in Concerten gespielt und viel Beifall erhalten, und ein reicher Musikfreund hat mir ein Instrument geschenkt, das über zweihundert Thaler kostet. Meine Schulkenntnisse, die recht dürftig waren, hab' ich auch tüchtig gemehrt, und so kann ich wohl sagen, die drei Jahre in der Armee haben einen anderen Menschen aus mir gemacht!"

„Kommst Du nach Unterdorf zurück, wenn Deine Dienstzeit um ist?"

„Nein. In drei Wochen zieh' ich den blauen Rock aus und trete als Cellist in die Theatercapelle zu Köln!"

„Ei, da wünsch' ich Dir Glück", sagte Marielis lächelnd.

Die jungen Leute waren bei der Fichte angelangt, von welcher der Weg abwärts zum Hofe führt. Beide drehten sich hier mechanisch um und blickten von dem erhabenen Standorte aus über die dürre Haide und die bewaldeten Höhenzüge, welche in westlicher Richtung den Lauf der Mosel bestimmen. Die Abendsonne übergoß mit ihren Gluthen die farbigen Laubwälder, die ragenden Felsen, die Dächer einsamer Bauernhöfe und ein Fleckchen Wasserspiegel, der wie helles Gold flimmerte. Der Purpurschein des Abendlichtes fiel auch auf das bräunliche Gesicht des jungen Mannes, dessen helle Adernetzen dem sinkenden Balle nachschauten. Marielis sagte sich insgeheim, daß ihr Spielgefährte, dem sie ein treues Andenken bewahrt hatte, ein schöner Mann geworden sei. Es lag etwas Fremdartiges in seiner Erscheinung, das sie mächtig anzog. Er war so grundverschieden von allen Burschen des Ortes und erschien ihr viel vornehmer, freier und edler.

„Also morgen schon gehst Du?" fragte sie nach einer kleinen Weile.

„Ja."

„Und wann kommst Du wieder?"

„In einem Jahre — oder später!"

„In einem Jahre erst?"

Franz schaute verwundert auf. „Das klang ja fast, als ob Du ein Interesse daran nähmest, wie lange ich fortbleibe", sagte er, und Marielis senkte erröthend die Blicke.

„Wir sind ja alte Freunde," sagte des Fichtenhofers Kind zögernd; dann, als sein Blick auf die Fichte fiel, setzte es hinzu: „Weißt Du noch, wie Du auf den Baum hinaufgeklettert bist? Droben in der Krone sahen wir ein Krähennest und Du wolltest es für mich ausnehmen. Anfangs machte es mir Spaß, als ich Dich wie ein Eichhörnchen höher und höher klimmen sah, wie Du aber auf den schmalen Ast Dich hinauszuschwingen und in der schwindelnden Höhe den Kopf in den Wipfel stecktest, da flimmerte es mir vor den Augen und ich hatte das Gefühl, als wankte der Baum unter Dir und stürzte zur Erde."

„Alle Wetter, und ich hatte davon keine Ahnung. Bei dem herrlichen Anblick, der mir da droben wurde, rief ich Hurrah. Ich sah den Fluß, der sich in weiter Ferne verlor, ich sah die Burgruine auf den Höhen und die Dörfer im Thal . . . ."

„Weißt Du noch, was Du sagtest, als Du wieder herunter kamst?"

„Nein, das hab' ich vergessen!"

„Du sagtest, Du hättest den Weih beneidet, der in den Lüften kreiste, weil der ungehindert um den ganzen Erdball jagen könne."

„Das sagte ich? Ei, da seh nur Einer an, ich war also ein Hochflieger von meinen Kindestagen an!"

Warum blickte das Mädchen bei dieser scherzhaften Bemerkung ihres Begleiters so wehmüthig in die Ferne? Vermißte sie das warme Sonnenlicht? Der herauf dämmernde Abend mag wohl ein Menschenherz wehmüthig berühren, denn der scheidende Tag nimmt der Erde den heiteren Glanz, die lichten Farben, allein bei Marielis hatte die Schwermuth einen tieferen Grund. Als ihre Blicke über das stille, friedliche Landschaftsbild hinschweiften, über die Baumgruppen, die sich schwarz und mit silhouettenartiger Schärfe von der mattblauen Himmelsdecke abhoben, über die Bauernhöfe, die in den dunklen Thalmulden lagen, wie schlummernde Kinder im Schooße der Mutter, über die leichten Rauchwolken, die wehenden Schleiern gleich über die Baumwipfel hinzogen, da ging ein Gefühl durch ihre Seele, das im Einklange stand mit der Abendstimmung in der Natur. In ihrer Seele ging auch eine Sonne unter bei dem Gedanken, daß Franz die Heimath wieder verlasse. Es wurde dunkel um sie her und furchtbeschlich sie, die Furcht vor der Vereinsamung. Wenn doch ein wenig Licht, etwas von dem rosigen Schimmer der Hoffnung in ihrem Herzen zurückbliebe, dann wollte sie stark sein und allen bangen Ahnungen trotzen. Sie fragte sich, was ihr Licht und Hoffnung gebe und als sie den träumerischen Augen des Burschen begegnete, rief es in ihr auf: Die Liebe! Ja, die Liebe; bei dem Bewußtsein rieselte ihr ein Schauer über das Herz, wie sie ihn nur einmal im Leben, in der Kirche empfunden, aber süßer noch war er jetzt, viel heißer — und sie mußte die Hände auf die Brust legen, um das aufwallende Gefühl zu ersticken, denn es blitzte ihr der Gedanke an den Vater durch den Kopf, und der — das wußte sie — würde nie ihre Liebe billigen.

„Du bist ja gar nachdenklich geworden", sagte Franz, und als das Mädchen zusammenschrak, sagte er hinzu: „Hab' ich Dich wohl zu lang' schon hingehalten mit meinem Geplauder über vergangene Zeiten. Du trägst selber die Schuld. Weil Du so lieb zu dem Musikantenfranz warst, hab' ich's ganz vergessen, daß zwischen Sonst und Jetzt eine weite Kluft liegt. Nimms nicht krumm und lebe wohl für lange Zeit — vielleicht für immer!"

Mit einer energischen Bewegung streckte er dem Mädchen die Hand hin. Dies war von der plötzlichen Wendung so überrascht, daß es kein Wort zur Entgegnung fand. Marielis wollte ihm sagen, daß die Erinnerung an frühere Tage sie beglückt, daß er die schöne Stunde noch verlängern möge, daß . . . . Ja, was wollte sie ihm noch Alles sagen, aber ihre Zunge stockte und ehe sie sich's versah, hatte Franz ihre Hand gedrückt, Kehrt gemacht und schritt von dannen.

Ob sie ihn zurückrufen sollte? Sie stand da mit weit aufgerissenen Augen — unschlüssig, was sie thun sollte. Ach, ihre Sonne ging unter, es wurde Nacht . . . . Oder doch nicht? — Er verlangsamte seine Schritte . . . Jetzt hielt er an und schaute sich um . . .

Wenn er doch zurückkäme!

Aber er blieb stehen und sagte aus der Entfernung: „Marielis, mir fährt da ein curioser Gedanke durch den Sinn."

„Was ist's, Franz?"

„Nach einem Jahre —" hier fühlte das Mädchen, daß die Stimme des Sprechers trotz des Lächelns, das seinen Mund umspielte, zitterte — „nach einem Jahre bist Du am Ende nicht mehr Marielis Götz . . ."

„Was könnte ich sonst sein?"

„Die Frau eines — eines Unbekannten!"

Eine lange Pause trat ein, dann sagte sie — aber so leise, daß die Worte vor dem fernen Rufe einer Wachtel fast unverständlich wurden: „Und wenn das wäre?"

„Dann möcht' ich lieber nicht mehr hierher zurückkommen, sondern in die weite Welt gehen. Um Eines möcht' ich Dich aber noch bitten — — — sei mir nicht böse d'rum."

„Was ist's, Franz?"

Zögernd und mit gesenktem Blick trat er näher: „Ich hab' in der Stadt oft an Dich gedacht, Marielis. Sieh, Du warst ja außer meinem Vater und meinem Hund — o, was für dummes Zeug red' ich da! Ich wollt' sagen: außer meinem Vater warst Du das einzige Wesen auf der Welt, das mir Freundlichkeiten erwies Da ist's denn ganz natürlich, daß sich alle meine Gedanken und Träume um Dich drehten. Wenn ich an Euren Hof dachte und an die sausenden Fichten, die ihn umhegen, kam mir immer der Gedanke an Dornröschen. Ich meinte, Du lägest im Schlaf, — so lang', bis ich wiederkäm', um Dich zu wecken. Weil ich Dich nun nicht vergessen konnte, hab' ich mir Geld gespart und Dir ein kleines Andenken gekauft, bevor ich die Stadt verließ. Schau — da ist's — ein kleines Medaillon. Auf der Goldfläche bemerkst Du ein Kreuz, ein Herz und einen Anker. Weißt Du, was ich mir dabei dachte?

„Sag's."

„Daß Marielis Götz das herzigste Geschöpf auf Gottes Erde — das ist mein Glaube."

„Welch Aberglaube!" warf das Mädchen scherzend ein.

„Daß ich für sie in den Tod ging — so groß ist meine Lieb' zu ihr — —"

„Welch ein Götzendienst!"

„Und daß —"

„Na, sprich, was ist Deine Hoffnung?"

„Ja, das ist das Schlimme an der Sache", antwortete Franz, „mir fehlt die Hoffnung. Na, ich hoffe, daß Du das kleine Geschenk annehmen und durch dasselbe von Zeit zu Zeit an mich gemahnt, meiner gedenken wirst, gelt?"

Marielis nahm das zierliche Schmuckstück, betrachtete es lächelnd und erwiderte nach einer Weile: „Wenn ich aber eines Tages die Frau eines Anderen würde, dann könnts leicht kommen, daß der Andere sagte: „Frau, leg' das Ding ab, ich mags nicht sehen."

„O weh, Du verschmähst es also?"

„Nicht gerade das," hier zuckte ein schalkhafter Zug um den Mund der Sprecherin, „ich nehm's, aber ich geb Dir 'was dafür!"

„Du giebst mir 'was dafür?" Befremdet sah Franz das Mädchen an; sie aber erwiderte mit einem kühnen, entschlossenen Ausdruck: „Ja, das, was Dir fehlt: die Hoffnung!"

„Marielis!" rief Franz, „treib keinen Scherz mit mir. Was soll ich hoffen?"

„Daß ich über Jahr und Tag nicht die Frau eines Anderen bin!"

„Aber, wenn Du mir das versprichst, dann scheint's ja gewiß, daß . . . . daß ich Dir nicht gleichgültig . . . . dann darf ich hoffen. — Ach, Marielis, wenn das wahr, wenn das denkbar wär', ich stürb' vor Freud'! Sag's — sprich's aus, darf der arme Musikantenfranz den Blick zu Dir erheben, darf er hoffen, daß er Deine Lieb' erwecken könnt'? Wenn Du ja sagst, dann steig ich höher hinauf als in die Kron' der Fichte da, dann reiß ich Dir ein Stück Seligkeit vom Himmel herunter. O, Du lieb's Mädel, an das ich immer gedacht, im Wachen und im Traum, sprich, ist ein Schimmer von Hoffnung für mich da? Sprich ein Wort und es soll mein Anker sein fürs ganze Leben. Sprich doch!!"

Sie hatte lange und schwer gerungen, als aber der Bursche in seinem Herzensjubel ihre Hand ergriffen, als seine Augen in seltsamer Gluth leuchteten, als die Worte in heißer Fluth über seine Lippen strömten, da schwanden ihre Bedenken dahin, da brach das Wehr unter der Hochfluth aufwallender Gefühle. Fast jauchzend erhob sie die Arme und, indem sie seinen Hals umschlang und den Kopf an seiner Schulter barg, raunte sie ihm zu: „Ach, Franz, ich liebe Dich!"

Da hatte er seinen Anker für die Zukunft und er schrie auf vor Freude und preßte das zitternde Mädchen an sich und küßte ihre Stirn.

Das Sausen der Fichte über ihnen erstarb wie der Schlag der Wachtel. Verloren, versunken war für sie die Welt, nur daß ihre Herzen pochten, empfanden sie noch.

Ein starker Peitschenknall und das ferne Rollen eines Wagens schreckte sie aus dem ersten, überwältigenden Liebestaumel. Sie standen wieder auf der Erde. Das Mädchen schaute auf und stieß einen leichten Schrei aus, dann zog es Franz hastig mit sich fort.

„Da drunten kommt des Vaters Wagen."

„Laß uns ihm entgegentreten und alles bekennen."

„O, jetzt nicht, Franz, er müßte allein sein."

Wie ein aufgescheuchtes Taubenpaar flohen sie den Hohlweg hinab in den dunklen Forst. Hier athmeten sie auf, hier schritten sie langsam und kosend weiter, hier fühlten sie sich geborgen. Sie waren allein im Schooße der trauten Natur. Die Tannen bogen sich und summten im Abendwinde ein Schlummerlied, die tiefhängenden, nimmer rastenden Birkenzweige flüsterten ihnen holde, neckische Glückwünsche zu, die Sterne am Nachthimmel leuchteten im doppelten Glanze und Meteore schossen in feurigen Linien von Stern zu Stern! — Welch' eine wunderbare Nacht! Wußte die Natur um ihr Geheimniß, daß der Wald lebendig wurde und der Nachthimmel sich in seiner strahlenden Glorie zeigte? Ein seliges Schauern ging durch ihre Herzen und ein Schauern ging durch die umnachtete Welt. . . .

Als der Pfad sie zum Weiher hinableitete, den der Mond beglänzte, sahen sie in den Fichten halb versteckt die letzten Reste einer Moshütte.

„Weißt Du noch, wie wir die Hütte hier bauten und ein Finkennest in die Birkenzweige hier setzten mit zwitschernden Jungen —"

„Die armen Dinger starben und ich weinte", sagte Marielis.

Im Walde wurde es lebendig. Hunde schlugen an, eine Stimme wurde gehört und plötzlich tauchte Konrad mit seinen vierbeinigen Gefährten aus dem Dunkel. Er riß die Augen weit auf, als er die Schwester im Arm eines Fremden sah. Er kam aus dem Walde und wollte gerade auf den Hof zurückkehren. Marielis umarmte den blöden Burschen mit ungewöhnlicher Innigkeit und rief: „Konrad, ich lieb' den Franz und der wird Dir ein Bruder sein."

Dieser begriff nicht ganz, was die Worte und die Zärtlichkeit der Schwester bedeuteten, aber er erkannte allmählich den Geiger von der Haide wieder, und als jener ihm die Hand bot, nahm er den Gruß an und ließ es geschehen, daß er seinen Arm um die Hüfte der Schwester legte.

Die Glücklichen schauten auf die mondbeglänzte Waldfläche und auf das Schilf, durch welches zwei Schwäne leise hinrauschten. Und Franz sprach von seinen Hoffnungen. Er wollte ein Künstler werden, und wenn er sich einen Namen und eine Stellung errungen, dann wollte er vor den Vater hintreten und ihm das Jawort abringen.

Und Marielis gelobte ihm treu zu sein und sich durch nichts wankend machen zu lassen in ihrer Liebe.

Und als sie sich begeistert die Hände reichten und flammende Küsse austauschten, da versteckte der silberne Mond sich hinter leichtem Gewölk, die Wasser plätscherten, das Schilf rauschelte und der Wald rauschte. Es war, als fühle die Natur das Zittern nach, das die in Liebe erglühenden Menschenkinder überflog.

3. Nach dem Feste.

Der Fichtenhofer hatte beim Vogelschießen den ersten Preis gewonnen, eine Pendeluhr mit geschnitztem Gehäuse. Der Gewinn war nicht billig erkauft, denn erstens erweckte derselbe den Neid des Försters Junker, der es seit Jahren als eine Art von Privilegium betrachtet hatte, daß er den ersten Preis nach Hause trage. Der Freundschaft dieses Mannes konnte aber der Fichtenhofer schwer entbehren. Weiterhin mußte auf den Sieg eins getrunken werden, die Musikanten empfingen ihn mit einem Tusch, eine Ehre, die er mit drei blanken Thalern honorirte, und endlich hingen sich ihm, als er das Fest verließ, zwei alte Freunde ins Schlepptau, was ihm sehr fatal war, da er auf der Rückfahrt mit Trine gern ein ernstes Wort gesprochen hätte. Gläupchen, der Uhrmacher, und Schmidt, der Winkeladvokat, ließen sich aber nicht abschütteln. Der erstere, der die Uhr dem Schützencomité verkauft hatte, ließ es sich nicht nehmen, dieselbe aufzuhängen und in Gang zu bringen, der Winkeladvokat brauchte Geld und ein reichliches Abendessen.

Als der Wagen an der Haidestrecke vorbeirollte, um deren Besitz der Bauer lange Zeit processirte, fragte Gläupchen, wie es um den Streit stehe.

„Ei, soweit es den Rechtsverdreher angeht, famos," rief Jener in sarkastischem Tone, „der hat aus meinem Geldbeutel schon mehr herausgepreßt, als der Bettel werth ist. Ich wollt' auch, ich hätt' was Gescheiteres angefangen, als den Handel."

Ohne eine Miene zu verziehen, antwortete Schmidt: „Je, glaubt Ihr Bauern denn, es sei so leicht, Unrecht in Recht zu verdrehen? Wär' Deine Klage gerecht gewesen, hätt' ich den Proceß durch alle Instanzen gewonnen, um aber einer faulen Sache zum Siege zu verhelfen, dazu gehört Raffinement und Geduld von meiner und Geld von Deiner Seite, Freundchen!"

„Ja, Gott sei's geklagt, barbarisch viel Geld von meiner Seite, und ich fürchte — —"

„Du hast's in den Brunnen geworfen," krähte Gläupchen. „Mein Neffe, der Assessor — —"

„Ist ein Esel," ergänzte Schmidt im denkbar ruhigsten Tone.

Die Unterhaltung stand auf dem Puncte, eine schlimme Wendung zu nehmen, da deutete Trine auf die vom Purpurlicht der untergehenden Sonne beleuchtete Fichte, bei welcher eine Gruppe sichtbar war, die dann aber rasch verschwand.

„Der Musikantenfranz ist's!" sagte Trine. „Mich wundert's, daß Ihr so kurzsichtig seid, Vormund."

„Nun, auf dem Tanzplatz war ich wenigstens nicht kurzsichtig," gab jener im scharfen Tone zurück, „und was ich da sah, hat mir gar wenig gefallen; 's ist Zeit, daß ich Ordnung mach' in meinem Haus!"

„Mich wunderts, daß Euch das erst heut' einfällt," entgegnete Trine schnippisch.

Der Fichtenhofer schwieg. Er verstand die Anspielung, welche in den Worten der kokketten Dirne lag, sehr gut. Hättest Du mich zu Deinem Weib gemacht, so wollte sie sagen, dann wäre die Scene nicht vorgekommen. — Trine war in dem Alter, wo jedes Weib ans Heirathen denkt. Bei der Vorstellung, daß Trine ihn verlassen könne, zog sich des Bauern Herz wie im Krampf zusammen. Nein, er konnte die Dirn nicht missen, er mußte sie zu seinem Weibe machen. Wenn er jedoch an die Ausführung dachte, wurde es ihm heiß und schwül. Das Gespött seiner Freunde, die Mißachtung vieler Leute, die den Herrn traf, der seine Magd heirathete, die Lage seiner Kinder, alles das erzeugte Bedenken schwerer Art, denn der hervorstechende Zug seines Wesens war der Stolz.

Mißmuthig langte er auf dem Hofe an und die üble Laune wuchs, als ihm Marielis nicht entgegentrat. Trine stellte ihre Vorzüge als Wirthin bald ins glänzendste Licht. Während Gläupchen die Uhr über dem Lederfopha aufhing, vertauschte sie blitzschnell ihren Sonntagsstaat mit dem Hauskleide, zündete die Lichter an, deckte den Tisch, feuerte die Magd in der Küche zur Eile an und ehe die Gäste sich's recht versahen, überstrahlten die Kerzen den mit schneeweißen Linnen überdeckten Tisch, die dampfenden Schüsseln, die langhalsigen Flaschen, die geblümten Teller und geschliffenen Gläser. Trine selbst stand mit geröthetem Gesicht am untern Ende des Tisches und lud zum Essen ein.

„Ei, ei, kannst Du heyen, Trine?" rief Gläupchen vergnügt und kniff ihr in die Backen; dabei lief ihm beim Anblick des Bratens das Wasser im Munde zusammen.

Des Fichtenhofers Gesicht klärte sich auf bei dem behaglichen Anblicke, den der Tisch und das traute Zimmer boten und sein Blick auf Trine schien sagen zu wollen: Ich bin mit Dir zufrieden. Man speiste vortrefflich auf dem Fichtenhofe und an Festtagen wurde der Moselwein nicht gespart. Bald gab sich in dem kleinen Kreise die animirteste Stimmung kund. Gläupchen, eine durch und durch ideale Natur, stieß auf das Wohl des gastfreien Fichtenhofers an, den er als den Tell von Unterdorf pries. „Er hat den Vogel abgeschossen," rief der Redner im höchsten Pathos, „und meine Uhr gewonnen, er wird ein zweites Geschoß absenden aus Amors Köcher und damit ein Herz treffen. Dann giebts Hochzeit und meine Uhr wird die glückliche Stunde anzeigen, die es für Sterbliche giebt. Es lebe die zukünftige Herrin vom Fichtenhofe, hurrah! hoch!"

Trine und der Fichtenhofer sahen sich verlegen an, der Winkeladvocat aber sagte: „Gläupchen, Du rasest! Der Tell schoß, um frei zu werden, und Du willst, daß der moderne Tell von Unterdorf schießen soll, um ein geplagter Ehemann zu werden? Da müßt' er toll sein. Ich habe nach dreijähriger Ehe meine Frau verloren, und dieses unverdienten Glücks hab' ich mich würdig gezeigt und nie wieder geheirathet. Ich denk', der Fichtenhofer wird's ebenso machen. Hier ist die Frau, mit der ich's halte, die Flasche. Eingeschenkt!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Württemberg.

* Der württembergische Ministerpräsident v. Mittnacht hat vor seinen Landtags-Wählern in Weikersheim eine Rede gehalten, aus welcher Folgendes hervorzuheben ist:

Wenn man in gegenwärtiger Zeit von der Lage des Landes und seinen Angelegenheiten redet, ist man fürwahr veranlaßt, zu beginnen mit dem Ausdruck der Erleichterung und des Danks dafür, daß der Friede bis jetzt erhalten geblieben ist. Es würde nützen, nachträglich zu untersuchen, ob in diesem oder jenem Augenblick, bei diesem oder jenem Anlaß der Krieg näher gerückt war und ob der Eine mit mehr Sorge oder, wie man zu sagen pflegt, Angst einem möglichen Kriege entgegen sieht als der Andere. Der Krieg, den wir zu gewärtigen hätten, wäre ein solcher, daß auch der Muthigste ihn nicht leicht nehmen dürfte; und daß der Friede in den letzten Jahren gesichert gewesen oder jetzt auf absehbare Zeit gesichert wäre, daß ein Krieg nur ein Gebilde der Angst, als leeres Schreckensphantom betrachtet werden dürfte, wird doch im Ernste kaum Jemand behaupten wollen. Die Lage ist eine unsichere, wir werden immer wieder daran erinnert, und wird, da die zu Grunde liegenden Verhältnisse und Stimmungen keine augenblicklichen, rasch vorübergehenden sind, wohl noch längere Zeit eine unsichere bleiben. Deutschland kennt übrigens seine Gegner und weiß, wo es seine Freunde und Verbündete zu suchen hat, es weiß, was es zu vertheidigen hat und was auf dem Spiele steht; es kennt die Macht und die Hülfsmittel der Gegner und vermag die Aussichten bei einem möglichen Zusammenstoß und das Maß von Rüstung zu bemessen, dessen wir bedürfen, um auch dem Gegner jenen Zusammenstoß als bedenklich erscheinen und uns den endlichen Sieg erhoffen zu lassen. Deutschland sucht keinen Streit und hat keinen sehnlicheren Wunsch, als mit Jedem im Frieden zu leben. Vielleicht wird dies doch anerkannt oder es wird auf der anderen Seite die eigene Verantwortung und Gefahr gescheut. Wir haben das abzuwarten und wollen ruhig weiterleben und den Werken des Friedens nachgehen. Könnte es doch noch zum Aeußersten, so hätten wir noch Gründung und Befestigung des Reichs doch die Beruhigung, daß unsere Landeskinder dem großen kriegsgrüßten deutschen Heere angehören und daß nicht ein Friede geschlossen würde, in dem sich die Großen auf Kosten der Kleinen versöhnen. Deutschland wie es jetzt geeinigt dasteht, kann in ruhiger Kraft der Zukunft entgegensehen.

Ueber die Verfassungsdurchsicht äußerte sich der Redner dahin:

Schon im December 1882 habe ich über diese Frage hier mich ausgesprochen. Ich habe damals dem Revisionsverlangen, das hauptsächlich eine Aenderung bezüglich der sogen. Privilegisten in der Abgeordnetenkammer anstrebe, eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen, dabei aber gewarnt, von einer solchen gutes zu erwarten. Ich habe nachgewiesen, daß nirgends in Deutschland eine parlamentarische Versammlung mit Diäten besteht, zusammengesetzt nur aus Gewählten des allgemeinen gleichen directen geheimen Stimmrechts, und habe deshalb betont, daß die Frage offen bleiben müsse, ob nicht im Falle des Ausscheidens der Privilegisten ein anderes geeignetes, einem gewissen Conservatismus verbürgendes Element Zutritt in der Abgeordnetenkammer finden sollte. Im Februar 1886 hat die Regierung dem Landtag erklärt, daß sie auf ein solches Element in der Abgeordnetenkammer nicht verzichten, daß sie zur Umwandlung der Abgeordnetenkammer in eine sogen. reine Volkskammer die Hand nicht bieten könne. Bei ihren Erwägungen darüber, wie ein solches Element zu gewinnen wäre, mußten die Blicke der Regierung zunächst sich richten auf eine größere Berücksichtigung der Steuerkraft, so daß die Höherbesteuerten eine der bisherigen Stärke der Privilegirten entsprechende Zahl von Abgeordneten in die zweite Kammer zu entsenden hätten. Eine solche Berücksichtigung der Steuerkraft läßt sich aus inneren Gründen wohl rechtfertigen, namentlich für die Finanzfragen. Sie findet sich in verschiedener Gestaltung auch in anderen deutschen Gesetzgebungen, von Preußen, Bayern, Königreich Sachsen, während in Baden indirecte Wahlen bestehen. Nach unserer Verfassung von 1819 bestanden $^{6}/_{7}$ der Wahlmänner aus den höchstbesteuerten Bürgern, während das letzte Drittheil der Wahlmänner von den übrigen Steuercontribuenten gewählt wurde. Der Gedanke ist also weder unnatürlich, noch unerhört, er würde auch von der Mehrheit der Abgeordnetenkammer nicht verworfen werden. Besprechungen aber, die in diesem Jahre zwischen der Regierung und Vertrauensmännern der Abgeordnetenkammer stattfanden, haben gezeigt, daß wohl bezüglich des Grundgedankens, nicht aber ebenso hinsichtlich der Gestaltung im Einzelnen Uebereinstimmung zwischen der Regierung und der Abgeordnetenkammer in Aussicht genommen werden kann. Die Vorschläge, welche die Vertrauensmänner an Stelle der abgelehnten Propositionen der Regierung gemacht haben, werden sich, glaube ich, durch das angesammelte statistische Material als unausführbar erweisen; sie leiden überhaupt daran, daß schließlich zwischen den Gewählten des allgemeinen Stimmrechts und denjenigen der Höchstbesteuerten so wenig Unterschied vorhanden sein dürfte, daß mit Recht die Frage zu erheben wäre: wozu eigentlich die ganze Complication? Die Gewählten der Höherbesteuerten, obwohl sie selbst zu den Höherbesteuerten nicht gehören müßten, würden doch als neue Privilegirte wieder angefochten werden und würden vielleicht Angriffen diejenige Widerstandskraft nicht entgegensetzen, welche den bisher Privilegirten innewohnt. Trotz man mich hiernach nach meiner persönlichen Ansicht über die Aussichten einer Verständigung über eine einschneidendere Aenderung in der Zusammensetzung der Abgeordnetenkammer, so kann ich sie als vielversprechend nicht bezeichnen. Es kommt dazu, daß der gegenwärtige Landtag, dessen Mandat dem Ende zugeht, vielleicht selbst mit einer weiter aussehenden Angelegenheit von großer Bedeutung, bei deren Erledigung man auf Tag und Stunde beschränkt wäre, sich nicht mehr würde befassen wollen. Für die Regierung aber kommt es nicht darauf an, um jeden Preis mit dem jetzigen Landtag noch etwas zu Stande zu bringen; sie muß wünschen, daß etwas geschaffen wird, was größere Kreise befriedigt und längere Dauer verspricht. Wenn selbst Diejenigen, welche den Grundgedanken nicht verwerfen, die Abgeordneten